

## Das Menschlein Matthias.

14) Erzählung von Paul Jig.

Ein liebenswürdiges „Herein“ war es gerade auch nicht, womit Herr Oberholzer die Klopfende einlud. Erst als sie ihre Botschaft verkündet hatte, verwunderte sich der Uebelgelaunte über den hochnäsigen Ton, der ihm vorkam, wie aus der Pistole geschossen. Wer ihm sonst etwas zu bestellen hatte, tat dies meist auf eine sehr behutjame Art, das heißt, er breitete gleichsam einen Teppich aus, dem Gewaltigen die Mühe angenehm zu machen.

Er sah also auf und schob vom Stuhl in die Höhe. „Zum Donnerwetter, komm mir nicht so daher, Matthe, wie wenn Du hier Dein Waschbecken ausleeren müßtest! Was hast Du zu berichten?“

Noch ein Nachmittagskonzert! dachten die draußen beglückt.

Aber Angst hatte Brigitte wirklich keine. Auch behielt sie den Türgriff in der Hand.

„Sie sollen ins Kontor zu Herrn Hirsch kommen. Sonst red' ich doch allen deutlich genug. Und zudem bin ich nicht Ihre Dutzendmännin, Sie ungehobelter Grobian!“ jagte sie so laut, daß es wiederum die ganze Versammlung hören konnte.

Ei, gab es da vergnügte Mienen. Auf solchen Festtag wußten sich die ältesten Einwohner nicht zu bestimmen. Aber diesmal wurde freilich das Musterfräulein mit anderen Augen betrachtet. Und das Allermerkwürdigste an dieser Geschichte kam noch, als der Dessinateur seinen roten, mikrotönen Seehundskopf herausschob und, gleichsam in tiefster Seele erschrickt, hinter der Blüchtigen herrief: „Alle Achtung, Du schwarzer Satan! Du bist allweg nicht aufs Maul gefallen! Was meinen Sie, Green? Das wär' am End doch die Rechte für mich, hä? Ja, beim Strahl!“

Vor dem allgemeinen Gelächter und offenen Gelächter machte sich Brigitte schweigend, voller Scham, Glend und Abscheu aus dem Stube. Schlug es denn kein Loch durchs Dach, daß dieser Meister Uebermut, der ihr Leben gewissenlos vergiftet hatte, sie zu allem noch derart bloßstellen, verhöhnen durfte! An jedem anderen Ort wäre sie mit dem kleinen Matthias noch einmal vor den Frevler hingetreten, um ihm ins Gesicht zu schleudern: „Vor Deinem Kinde schäme Dich, Du wißter Gesell!“ Aber auch hierzu mußte die rechte Stunde und Gelegenheit wohl noch kommen. Sie konnte warten. Ihr Herz wollte zerpringen vor Weh, als sie ans Fenster wankte, um ihren heißen Atem zu kühlen.

Dem Blick ins Freie am nächsten lag der evangelische Friedhof, der durch eine mahnhohe Mauer vom Bleichgarten getrennt war. Keine lustige Nachbarschaft! Aber Brigitte hatte diese Ansicht von jeher angezogen; der Blick da hinab war ihr recht lieb geworden. Sie hatte schon viele Särge kommen und verschwinden, groß und klein an offenen Gräbern weinen sehen. Sie schaute so gern dem Totengräber zu, den Grabsteinhebern und gab acht darauf, wie da unten — hinter der des Lebens — eine Totenstadt entstand, wo wieder Armut und Reichtum gegeneinander standen, doch diesmal neidlos, friedlich und schön. Und oftmals fiel ihr ein, zu fragen, ob sich an dieser Stätte auch für sie einst eine Gruft öffnen und wer dann übrigbleiben werde, den Hügel mit Liebeszeichen zu schmücken. Im Geist sah sie dann wohl eine stattliche Trauergemeinde, wie diese beim Begräbnis der Oberstin Gouzenbach versammelt war, einen mit Kränzen überreich geschmückten Sarg... und vor dem visionären Grab einen ehrwürdigen Greis stehen, umgeben von aufrechten Söhnen und stolzeren Töchtern, einer innig geliebten Gattin und Mutter das letzte Lebewohl zrusend. Der Männerchor sang eine Kantate zu Ehren der Entschlafenen und der Nachruf des Pfarrers widerhallte noch lange in den Herzen der Trennstädterinnen.

Warum sollte denn ihr, Brigitte Böhi, solch ein selig Ende nicht besichert sein? Hatte der Himmel nicht hundertmal schon dergleichen Wege ausgestreut, schöne Mädchen aus dem Staub der Armut gezogen und durch irdische Paradiese geleitet? Ja, solche Gedanken kamen ihr wohl auch an diesem Plaze. Immer wieder verlangte der ungeliebte Frühling ihres Herzens nach seinem Recht. Da mochte sie nicht dran

glauben, daß auch sie ein Totengräber war, der die eigene Jugend lebendig begraben mußte.

Aber heute fiel es ihr ein, und lange, lange blieb ihr Blick auf den grünen Gräbern haften, als wär's ihr weit besser, recht bald in jene Stadt einzuziehen, wenn auch schweigend, ohne Geleit und in fahlem Gehäuf...

Derweilen sah das Söhnlein Matthias nicht minder erregt bei den neuen Geschäften. Seine Fortschritte waren derart, daß ihm bereits ernste Aufträge vertraut werden durften. Kaum hatte er etwelche Ordnung in seine Erlebnisse gebracht und den Zusammenhang der großen Gewerkschaft zur Bleiche begriffen, beschloß er, ein ganz gewaltiger Zeichner vor dem Herrn zu werden. Die Mutter konnte sich nicht reiten vor einschlägigen Fragen. Aber die Sorge, daß er noch Heimweh nach dem Gupf haben könnte, durfte sie ruhig fallen lassen.

### 4. Der Vater.

Er galt von jeher als Schullenkopf, der schon die läppigsten Knollen trieb zu einer Zeit, da gewöhnliche Sterbliche noch kaum einen Schimmer Eigenheit aufbringen. Viele nannten ihn immerhin mit Einschränkung einen Glückspilz, weil er in der besten Zeit des industriellen Aufschwungs zu seinem Beruf und einem Unternehmer kam, der ihm die Stange hielt und den Weg nach Paris, London, New York erschloß, wo er seinen Geschmack als Modezeichner ausbilden konnte. Das sagten besonders seine Kollegen, die er alle bald überflügelt hatte. Er dachte ganz anders. Sein Aufkommen schrieb er nur der eigenen Begabung zu, und der klingende Erfolg, so groß er anderen Augen schien, dünkte ihn viel zu gering. Nach seinem Ermessen war er von dem durchtriebenen Juden Hirsch in all den Jahren gemeinsamer Arbeit über's Ohr gehauen, rucklos ausgebeutet worden. Das sagte er jedem, der's hören wollte. Diese Ueberzeugung hatte Oberholzer besonders in den letzten Jahren gewonnen, in denen des Fabrikherrn Riesengewinne das Einkommen des Zeichners tief in den Schatten stellten. Das machte diesen giftig, widerständig, trunksüchtig. Wenn er auch zugeben mußte, daß der kleine Hirsch ganz beträchtliche Verdienste an der Eroberung des Weltmarktes hatte, die den feineren sicher nichts nachgaben, so wies er dafür entriiptet auf dessen Millionen hin, denen er kaum ein Zehntel an Verdienst entgegensetzen konnte. Mit seinen fünfzig Jahren war der Dessinateur Oberholzer, dem das Sparen schwer fiel, wahrhaftig immer noch ein Mann ohne nennenswer'tes Vermögen. Lang schon fühlte er, daß sein Erfindungsgeist nachließ. Von einem Jahr aufs andere konnte ihm der verschlagene Patron den Stuhl vor die Türe setzen. Was dann? Das Haus zur Bleiche stand auf gutem Grund; der Schak, den ihm der Zeichner Oberholzer einverleibt hatte, wirkte zweifellos noch lange fort, selbst wenn der Schöpfer ihm den Rücken kehrte. An Hand des vielseitigen Werkes konnten junge Kräfte ihr Talent entfalten.

Zum Ueberläufer fühlte sich der Fünfziger sowieso schon zu alt. Wo winkte ihm überhaupt noch ein ersprießliches Wirkungsfeld? Ost schon hatte er sich beim Anblick der Bleiche an die Stirn geschlagen: „Warum war denn von unserer Gattung Leute keiner imstande, dieses Hans aufzurichten? Mußte denn dazu durchaus ein Hebräer herüberkommen?“

Es verhielt sich nun einmal nicht anders. Erst dem Einwanderer Max Hirsch war es gelungen, ein gut Teil der auf eigene Faust schaffenden Fabrikanten unter einen Hut und damit die ganze Industrie in die Höhe zu bringen. Wohl gab es landauf und -ab noch manche Widerjacher, die sich dem kühnen Unternehmer aus Hochmut oder Rassenhaß entgegenstellten und versuchten, sich auf herkömmliche Art über Wasser zu halten, indessen auf dem großen Ozean des Welthandels die stolze Fregatte des Juden Hirsch mit reicher Ladung an ihnen vorbeisegelte. Diese Trennstädter Handelsleute waren noch viel zu konservativ und verstanden es nicht, den Markt für ihre Erzeugnisse zu sichern. Das Anbahnen ausländischer Beziehungen überließen sie in der Regel den Käufern oder zugereisten Schrittmachern, denen sie es dafür von Herzen gönnten, wenn die Versuche mißlangen. Wo sich jedoch einer von diesen unverhofft aufschwang, betätigten die Anjassen bald einen wunderbaren Spürsinn, um hinter seine

Schläge zu kommen und in gleichen Geschäften durch Ausdauer und Tüchtigkeit zu ersetzen, was ihnen an Genie und Großzügigkeit abging. Dagegen waren alle Bemühungen, die jüdische Fregatte einzuholen, umsonst gewesen. Girisch, Herzfeld und Kompanie hieß es in Paris, London, New York, wenn Treustädter Stückerien verlangt wurden, aber die wenigsten Käufer wußten etwas von Wetter und Schieß, Zellweger, Blüchi und wie die kleinen Rutter alle hießen. Das war zugleich des Zeichners größter Stolz undummer. Zu den entscheidenden Jahren, wo sein Abgang von der Vieche wirklich einen Riß machen konnte, war er viel zu sorglos, genüßlich, die Teilhaberschaft durchzusetzen. Außerdem hatte der Alte es trefflich verstanden, den Meister Uebermut im Schach zu halten. So war er nur ein Diener in diesem Hause, dem er vor allen anderen Halt und Gestalt gegeben hatte.

Dieses innere und äußere Mißverhältnis bestimmte auch seine bürgerliche Stellung. Er gehörte nicht zum Kreis der angesehenen, einflußreichen Kaufmänner, obwohl ihn ihre Tische früher sehr anzogen. Ebenso wenig waren ihm Ehrenämter übertragen, denn es gebrach ihm an echter Würde, Zuverlässigkeit und sozialem Verständnis. Gleichwohl gab es eine Zeit, da die Bürger von Treustadt keinen der Ihrigen herzhafter feierten als den Dessinatour Oberholzer. War er doch zweimal als eidgenössischer Schützenkönig heimgekehrt, mit Sang und Klang abgeholt worden. Der König von Italien hatte ihm einst die Hand gedrückt, der General Dufour beim Bankett zugebetrunken. Das humoristische Wochenblatt brachte sein Bild mit den Versen:

Dr Oberholzer, Schützebung,  
Ist nicht auf alli Kniff und Sprung,  
Er rauscht mit 'm Kaiser Quum,  
Triebts bunter schier als Seifaschum,  
Roncia fack't r i wie Cies,  
Schleickt Maille ume z'dukendwiis  
Und schüßt is Zentrum alli König,  
Dr Oberholzer, Schützebung! (Fortf. folgt.)

## Im Wirrsal des Lebens.

Die Memoirenliteratur der modernen Varias, der Geschlagenen und Zertretenen von heute, ist um einen neuen Band vermehrt worden. Franz Vergg heißt sein Verfasser, zugleich auch der Selbsterleber; und: „Ein Proletarierleben“ sein Titel. Er weist das allen diesen Büchern eigene Charakteristikum auf: einfach, oftmals sogar zu einfach, direkt dilettantenhaft geschrieben, mit hier und da einlegenden Versuchen, eine dichterisch verklärte Form zu erreichen, die aber nur zu oft fehlschlägt, gibt der Band eine ungeschminkte Schilderung aller Erlebnisse, bis ins kleinste und bis zum kleinlichsten, ohne große Umstände, verweilt aber auch ab und zu gern bei kritischen Betrachtungen und etwas gefühlsumfächeren Sentiments. Nun weiß man ja allerdings nicht, wie weit das alles auf das Konto des Verfassers kommt, denn dieses Buch hat auch seinen Bearbeiter — Prof. Nikolaus Welter in Brüssel — gehabt, und dieser Bearbeiter scheint sehr gründlich vorgegangen zu sein; gibt er doch selbst an, daß an der ursprünglichen Niederschrift „vieles gestrichen oder gekürzt, manches geändert, alles sprachlich überarbeitet“ worden sei. Aber trotzdem ist doch für jeden, der mit solchen Dingen schon zu tun gehabt hat, deutlich zu spüren, daß die charakteristische Eigenart derartiger Autobiographien gewahrt wurde, so daß man schon ein Urteil über die Schilderungsart des Verfassers nach ihrer formellen und tatsächlichen Seite hin fällen darf. Zudem kommt hierbei noch eins in Betracht: daß auch durch „gründliche“ Bearbeitungen mehr die Form als der Inhalt getroffen wird, und daß in diesem Falle das geliebene Tatsächliche von einer Art ist, die vollauf dazu berechtigt, dieses Buch zu nennen. So kann man denn alle Bedenken ruhig beiseite legen und ursprüngliche Form gleich endgültige Fassung setzen. Danach aber ergibt sich als Lesefrucht sehr viel.

Man fühlt sich bei der Lektüre dieses Buches oft sehr stark interessiert, manchmal auch gelangweilt, läßt Zuneigung und Abneigung miteinander wechseln. Doch wie verschieden das auch in einzelnen ist — niemals kann man sich des Mitleids erwehren, niemals der Erbitterung darüber Herr werden, daß soziale Unbill so Schweres über die Menschen verhängt. Darüber hinaus aber gibt es einen guten Einblick in die sozialen Zusammenhänge, in die Niederungen des Lebens, läßt manches begreiflich erscheinen, was oft aus jenen Niederungen an Furchtbarem über die Menschheit kommt und manchmal so ganz unerklärlich, unfassbar ist.

Franz Vergg stammte aus Dispenzen. Sein Vater war Tagelöhner. Dieser hatte anfangs eine Stelle als herrschaftlicher Kutscher

auf einem Gute, mußte aber nach einem Konflikt mit der Gutsverwaltung in die Stadt ziehen und an der Eisenbahn arbeiten. Er versuchte es auch mit einem kleinen Kramladen, hatte aber kein Glück und wurde Sadträger. Die Mutter war eine ebenso eifrig tätige Frau; sie versuchte hauptsächlich durch Waschen und Rollen ihr Geld zu verdienen, wozu sie sogar eine eigene Rolle angeschafft hatte. Doch trotz allen Fleißes kam die Familie immer mehr zurück. Der alte Vergg hatte oft keine Arbeit, die Sorgen häuften sich, und so ergab er sich dem Trunk. Kam er dann nach Hause, so gab es heftige Szenen, sogar Schläge fielen auf die Mutter, die die Kinder wieder beweinten und bejammerten. Am Ende ergab sich auch die Mutter dem Alkohol, obwohl sie ohnehin brustkrank geworden war. Gleichen Schritt damit hielt natürlich alles andere. Anfangs wohnte diese vom Schicksal so hart verfolgte Familie wenigstens noch in drei Räumen, wovon allerdings einer als Waschküche diente und die unterhalb der ebenen Erde lagen. Später jedoch langte es nicht mehr zum Notwendigsten, und so zog sie als Astermieter in ein einziges Zimmer, nachdem fast alles verkauft worden war.

In diesem Elend wuchs Franz Vergg auf. Er besuchte die Volksschule, die überfüllt war und unter so elender Leitung stand, daß die Kinder ausrissen und sich tagelang umhertrieben, wobei sie natürlich auf Abwege gerieten. Doch lernte er fleißig und erhielt auch ein gutes Abgangszeugnis. Nur zeigte er damals schon einen großen Hang zum Umherschweifen, war geschlechtlich so früh entwickelt, daß er auf Irwege kam, wobei ein „Liebesverhältnis“ mit einem gleichaltrigen Mädchen noch das harmloseste Ergebnis darstellte. Dazu mag neben vielem anderen auch das beigetragen haben, daß er bis in die Nacht hinein mitarbeiten — Flaschenpülen und Kegelauffehen — mußte. Nachdem er aus der Schule entlassen war — die ganze Verwandtschaft mußte sich für seine Einkleidung einsetzen — kam er in eine andere Stadt als Kellnerlehrling. Hier wurde er so ausgebeutet, geschlagen, ungenügend genährt usw., so daß er eines Tages auf und davon ging und sich nach Hamburg wandte, wo er einen Bruder hatte. Hier lernte er das Zigarrenmachen und hielt auch bis zum Schluß aus. Bei diesem Vorne nun kam er zum erstenmal mit Sozialdemokraten zusammen. Sie gaben ihm mancherlei Anregungen, brachten ihn zur Lektüre der Hauptchriften unserer Theoretiker, veranlaßten ihn auch, dem Bildungsverein beizutreten. Auf diese Weise erwarb er sich größere Kenntnisse und wurde Sozialdemokrat. Die nächste Reichstagswahl (1884) sah ihn denn auch als Wahlhelfer der Partei.

Doch bald litt es ihn nicht mehr in Hamburg, — er begann zu wandern. Von der Waterkant aus ging er quer durch Deutschland — wobei er die ersten Strafen erhielt, wegen Vetelei natürlich — nach Tirol, Oesterreich, Italien, um schließlich den Plan zu fassen, Griechenland zu besuchen. Doch davon mußte er Abstand nehmen, denn er wurde krank, kam ins Krankenhaus und sah sich veranlaßt, Deutschland wieder aufzusuchen. Nach mancherlei Abenteuern in verschiedenen Orten, wobei wieder ein paar Liebesgeschichten eine Rolle spielten, kam er an den Ausgangsort seiner Wanderungen zurück, nach Hamburg. Hier betätigte er sich vor allem bei einer Streikbewegung seines Berufs, was dazu führte, daß er entlassen wurde. Und nun traf ihn das erste schwere Verhängnis. Er war mittellos, so sehr, daß er von gesammelten Unterstüßungsgeldern 12,30 Mark für sich verausgabte, ohne aber dabei an eine Unterstüßung zu denken. Als bei ihm eine Hausfuchung auf Grund des Sozialistengesetzes vorgenommen wurde, fand man wohl die Sammelliste, aber nicht das Geld, — und so kam er vor Gericht, obgleich er das nötige Geld in die Hände bekommen hatte, um die fehlende Summe zu ersetzen, und obgleich die Streikenden selbst keinen Strafantrag gestellt hatten. Er erhielt wegen des Vergehens und einer Ungebühr vor Gericht etwas mehr als vier Wochen Gefängnis.

Nun fingen seine trüben Tage an. Nachdem er seine Strafe verbüßt hatte, wurde er geschlossen der Militärbehörde als unsicherer Heresepflichtiger zugeführt, von dieser auch eingestell, und zwar auf drei Jahre, wie es damals noch ging. Hier hatte er die schlimmsten Schikanen und Mißhandlungen zu erdulden, von Kameraden sowohl als Vorgesetzten. Das verleitete ihn mehrmals dazu, einen Fluchtversuch zu unternehmen, was ihm zwar nicht die Freiheit verschaffte, aber harte Strafen eintrug. Schließlich wandte er ein anderes Mittel an, um seine Peiniger loszuwerden: er wehrte sich auf jede nur mögliche Art, ging sogar mit Artikeln an das „Hamburger Echo“. Und das half, denn von nun an ließ man ihn in Ruhe. Doch am Ende verding er sich selbst wieder in den Machern der Militärstrafgesetze. Man ertappte ihn beim Lesen eines Parteitagsprotokolls, diktierte ihm abermals eine Strafe, überwies ihn aber diesmal auch an die Strafabteilung auf Ehrenbreitstein. Dort diente er den Rest seiner Dienstzeit ab, unter ähnlichen Verhältnissen, wie er sie bis dahin auszuhalten hatte. Was er überhaupt über seine Dienstzeit sagt, über die Erfahrungen, die er und auch andere machen mußten, das verdient gemerkt zu werden; es ist darin eine Art Gegenstück zu Winnigs Buch „Preussischer Kommis“.

Nach der Beendigung dieser Leidenszeit wandte er sich wieder nach Hamburg. Hier schien ihm endlich einmal die Lebenssonne leuchten zu wollen, denn er begann ein idyllisches Liebesverhältnis mit einem Mädchen. Er wurde Vater und ungetrübt dauerte das Verhältnis. Doch bald änderte sich das Glück wieder. Vergg war einem Genbarmen in die Arme gefallen, der nach einer Arbeiterversammlung mit dem Säbel in die Masse hieb. Das brachte ihn abermals vor Gericht und von neuem auf vier Wochen ins Ge-

\*) Erschienen im Neuen Frankfurter Verlag, Frankfurt a. M. Preis broschiert 3,50 M., gebunden 4,50 M.

fängnis. Dabei waren natürlich auch seine Vorstrafen genannt worden. Davon erfuhr seine Braut und sie zog sich von Bergg zurück. Als er das merkte und auf eine Aussprache drängte, mußte er die ärgsten Beleidigungen hören, — und nun wies er der Mutter seines Kindes die Tür. Das Kind aber behielt er, doch starb es schon sehr früh.

Das alles drückte ihn schwer nieder. Aber bald raffte er sich wieder auf und wandte sich von neuem eifrig der Sozialdemokratie zu, hier öffentlich in jeder Weise hervortretend und in dem Wahne lebend, daß er bald zu den höchsten Ehren der Partei kommen könnte. Seinem Streben ward jedoch bald ein Ende gesetzt durch die Gegner, die seine Vorstrafen gegen ihn benutzten. So sah er sich gezwungen, von allem abzusehen; und nun wandte er sich nach Berlin. Dort arbeitete er anfangs wieder als Zigarrenarbeiter. Später warf er sich auf das öffentliche Vortragswesen. Seine Tätigkeit erregte die Aufmerksamkeit bürgerlicher Kreise, die sich ihm erschlossen. Jedoch auch das hielt nicht lange vor: als er sich aus inneren Gründen gezwungen glaubte, seine Vergangenheit bloßzulegen, hatte alles wieder ein Ende. Voller Verzweiflung darüber gab er sich dem Trunk und einem wüsten Leben hin, vernachlässigte seine ganze Tätigkeit, sank überhaupt immer tiefer.

Davon machte er sich halbwegs erst wieder durch eine Wanderung nach Paris frei, wo er sich durch Sprachunterricht, als Fremdenführer und ähnliches über Wasser hielt, auch mit der Partei in enge Fühlung kam. Schon glaubte er, sich hier eine feste und bessere Existenz schaffen zu können — da schlug abermals sein Boot um. Er beteiligte sich an einer Kundgebung gegen den russischen Zaren, als dieser in Paris war, und wurde ausgewiesen. Noch aber wollte er nicht nach Deutschland zurück, vielmehr ging er nach Luxemburg. Hier blieb er nicht lange, wenn auch ohne seinen Willen. Er ließ sich im Parlament zu Kundgebungen hinreißen, verursachte eine Schlägerei, vergriff sich an einem Gendarmen — und wurde vor Gericht gebracht. Dort erhielt er abermals sechs Monate Gefängnis. Er verbüßte sie, ging wieder nach Deutschland zurück und gab sich nun seiner liebsten Tätigkeit, dem öffentlichen Vortragswesen, hin, doch er war ein gebrochener Mensch. Schon nach wenigen Monaten warf ihn eine Krankheit nieder, die Knochentuberkulose, von der er sich nicht mehr befreien konnte. Im Bürgerhospital zu Düsseldorf starb er nach längerem Siechtum. Seine Lebensbeichte aber hatte er noch kurz zuvor, im Luxemburger Gefängnis und auf Veranlassung des Gefängnisdirektors, niedergeschrieben. Sie bildet das vorliegende Buch, dem diese gedrängte Schilderung entnommen ist.

So spielte sich das Leben eines Armen und vom Glück Verstoßenen ab, das Leben eines Parias. Ist zuviel gesagt, wenn wir meinen, daß es auch das Leben eines Kämpfers und Dulders ist?

Carl Wendemuth.

## Im Reiche der Feldmühe.

Von Franz Bergg.

(Aus seinem Buche: Ein Proletarierleben.)

Als unsicherer Heerespflichtiger ward ich mit geschlossenen Händen zwischen zwei Polizisten zur Kaserne übergeführt. Auf der Wache am Haupttor löste man mir die Handfesseln. Der Wachthabende unterfertigte den Ablieferungsschein und die Schutzleute zogen sich zurück. Ich unterstand nunmehr dem Kriegsgefeß.

Nach meiner Einlieferung mußte ich dem Vorgesetzten meine sämtlichen Papiere und Briefschaften unterbreiten. Ich wurde sofort, bei Androhung von Schemelreden, gezwungen, bis Adressen meiner Freunde, Arbeitgeber, Verwandten und Hauswirte anzugeben. Da ich befürchtete, den Leuten Unannehmlichkeiten zu verursachen, beschränkte ich mich auf die Namen meines Hauswirts, zweier Gastwirte und des letzten Arbeitgebers.

Ein Gefreiter ward zu den Leuten geschickt, um Erkundigungen einzuziehen. Etwas Besonderes wird dabei kaum herausgefunden sein, denn man ließ mich über den Punkt ruhig. Einige Tage nachher ließ ein Brief für mich ein; er wurde ohne weiteres von dem Feldwebel erbrochen und gelesen. Spätere Briefe mußte ich in seiner Gegenwart öffnen und ihm zur Durchsicht aushändigen.

Das mir angewiesene Spind hatte bis dahin der Kompanie als Petroleumschrank gedient. Bei der ersten Kasernen- und Spindrevision durch den Hauptmann bezeichnete mich dieser als einen lieberlich-verkommenen Menschen; sogar mein Spind stank. Auf diese Bemerkung fand ich den Mut, zu erwidern, das Stinken sei nicht meine Schuld und der Petroleumdunst mache sogar mein Brot ungenießbar. Da fuhr er mich an: „Halten Sie den Mund. Sie haben hier gar nichts zu sagen. Ich werde Sie bis in die Erde beugen. Sie sollen mir aus der Hand fressen lernen.“

Diese Worte des Hauptmanns verursachten mir tiefes Weh. Ich hatte mein Spind am ersten Sonntagnachmittag mit Seife und Sand verzweifelt gescheuert. Vergebens. Die ungerechten Drohungen nagelten mich an den Unglücksstrahl fest; ich wagte

nicht kaum zu rühren, als bereits der Hauptmann mit seinem Gefolge das Zimmer verlassen hatte.

Mein Stubenältester machte mir keinen Vorwurf; aber ein Mensch, der nicht das Glück hat, bei seinem Hauptmann in Gunst zu stehen, wird besser gebenedet.

Nach einer Woche ward ich auf den Degen des Adjutanten vereidigt. Ich mußte dabei eine lange Formel mit mehreren Kriegsartikeln fließend hersprechen. Ein solcher Treueid war unter solchen Umständen kaum etwas anderes als eine Vergewaltigung. Auch hat er heute bei der durch Gesetz geregelten allgemeinen Wehrpflicht seinen ursprünglichen Charakter eingebüßt und legt einen unnützen Gewissenszwang auf. Daneben wird er zur Quelle vieler ungerechten, manchmal schweren Strafen und ein gefährliches Werkzeug in den Händen der Bosheit.

Meine Vereidigung machte mich regelrecht zum preussischen Rekruten. Für drei Jahre mindestens ward ich damit meinen Vorgesetzten ausgeliefert, die bereits die ersten Tage dazu benutzt hatten, mir anzudeuten, was ich von ihnen zu erwarten hätte. Mit diesen für mein Schicksal so gewichtigen Persönlichkeiten will ich nun bekannt machen und dabei die Erfahrungen nutzen, die ich während meiner ganzen Dienstzeit an ihnen gewann.

Ehre, wenn Ehre gebührt! Guten Morgen, Herr Hauptmann! Hauptmann Syber, ein bürgerlicher Offizier, hatte den Krieg von 1870—71 als Fähnrich mitgemacht und zählte mit seinen 40 Jahren zu den ältesten Offizieren des Regiments; seinem Strebeeifer war die Befähigung bei weitem nicht gewachsen. Im Dienst gab er sich unnahbar, launisch, ungerecht, ja tyrannisch; dabei hatte er Anwandlungen von Empfindsamkeit, die unnatürlich und widerlich anmuteten. Er lag fast immer in der Kaserne und legte trotzdem einen großen Teil der Gewalt ausschließlich in die Hände des Feldwebels. Was ihm gemeldet wurde, ward ohne jede weitere Untersuchung blindlings bestraft. Ein schön gewachsener Soldat mit entsprechendem Gesicht blieb leichter verschont. Die „Krummen“ wurden dafür doppelt mißhandelt und mußten sich besonders an der Leiter einem nachdrücklichen Strafverfahren unterwerfen.

Ueber das Exerzieren in größeren Verbänden, bei Paraden und Truppenvorstellungen, verlor Syber leicht die Ruhe und verannte sich in den verschiedenen Teilen der „Evolutionen“. Dabei machte er die Soldaten von Anfang an durch Strafindrohungen unsicher, statt sie durch Inanspruchstellung kleiner Vergünstigungen mit Sänen zu rüsten.

Ein schlechter Reiter, fiel er oft vom Pferd; er konnte mit seinen Zwergebeinen den Gaul eben nicht recht umfassen.

Auf sein Äußeres achtete er nicht allzu sehr. Er kam oft mit zerzaustem, zerrottetem Wadenbart zur Kaserne geritten. Sein Gruß: „Guten Morgen, 12. Kompanie“ ward als schlimmes Vorzeichen entgegengenommen. Höchstens die Hälfte erwiderte den Gruß. Um sich einen volleren Gegengruß zu erzwingen, grüßte er dann wohl zum zweitenmal und sah auf die Mäuler. Die Mäuler klappten, wie auf Kommando, weit auf, die entsprechenden Muskelbewegungen wurden ausgeführt, aber kein Laut ward hörbar. Während über solche Schindluderei, sprang er vom Pferd, lief, um die „miserablen Heuchler“ zu fassen, die Front entlang und schrie wenigstens ein dutzendmal rasch hintereinander sein „Guten Morgen, 12. Kompanie!“, ohne aber erst die Wirkung des einzelnen Grußes abzuwarten.

Er verspürte sogar höhere Anwandlungen. Zu Hause spazierte er gerne, nach den Aussagen seines Vorgesetzten, vor dem Spiegel in Majorsuniform und liebäugelte sich an. Auch ein Gedicht hatte er gemacht. So schön wie der Sang an Regir war es freilich nicht, aber es sollte in unserer Kompanie als Soldatenlied eingeübt werden, um dann seinen Siegeszug durch sämtliche Kasernen des Reiches anzutreten. In seinem Feldwebel Reiber fand der Dichtershauptmann den kongenialen Vertoner. Beide schwebten schon in Unsterblichkeitsborgefühlen, als das Lied, wenn auch noch nicht in den Musikalienhandlungen erhältlich, im bescheidenen Kreis von den Sängern der Kompanie geprobt ward. Ueber zwölf Jahre verfolgte mich der Duft dieser Sangesblüte, und ich will wenigstens die Anfangsverse hierher setzen, damit ein beseligendes Ahnen auch das Herz meines Lesers durchzittere.

Herr Syber, Hauptmann und Dichter, singt:

„Nach Beaumont hin marschierten wir,  
und mußten tüchtig laufen;  
zu fressen hatten wir gar nichts mehr,  
noch weniger zu saufen.  
Der Dreck war bis an die Kniee hoch,  
die Franzosen waren beim Kochen;  
wir Preußen kamen an ein Loch  
und schossen auf ihre Knochen.“

Komponist Feldwebel Reiber hatte Recht. Sein Tongedicht gefiel dem Hauptmann nicht auf die Dauer. Beide suchten nun eine bekannte Melodie ausfindig zu machen als passende Unterlage. Endlich gelang es ihnen, den hauptmännischen Musikbankert in ein Stück Windel von „Lott ist tot“ und in einen zweiten setzen aus „Du bist verrückt mein Kind“ sein sorgsam einzuwickeln.

Diesem dichtenden Gemütsmenschen machte es großen Spaß, wenn sich seine Soldaten im Takte die Augen blenken und rhythmisch die Nasen zerfäulgen. In seiner Kompanie vor allem tagten die verrückten Feingerichte. Da wurde häufig die ganze

\*) So hatte der Herausgeber berichtet. Inzwischen ist aber bekannt geworden, daß Franz Bergg damals mit dem Leben davonkam und jetzt — immer noch an der Knochentuberkulose leidend — sich mühsam in Hamburg durchschlägt. Die Red.

Korporalschaft gestraft, mit dem Hinweis, sie hätten es dem und dem Soldaten zu verdanken. Nachts überfielen dann die Unmenschen den ihrer Wut Ausgelieferten und hieben auf ihn ein, daß er mehr als einmal unter den Schlägen zusammenbrach. Ich habe gesehen, wie so ein zerprügeltes Opfer halbnackt durch den Korridor hinunter durch das Haupttor auf die Straße lief, wo der Mann vor Erschöpfung auf Pflaster stürzte.

Natürlich war auch keine Kompanie schwächer gelleidet und schlechter genährt als die 12. Wir machten Reime auf diese Schweinerei und sangen sie nach der Weise: „Unser Hauptmann, der ist gut!“ dem Ohren ins Ohr, wenn er auf Marschen neben uns herritt. Vor Wut lief dann das Gesicht blau an, und er spornete sein Pferd, daß er nur das fatale Lied nicht immer in den Ohren hätte.

Während eines Manövers stürzte er vom Gaul und blieb besinnungslos liegen. Er hatte eben den Mund aufgerissen, um so und so viel Tage Arrest zu diktieren. Noch hatte er das letzte Wort nicht ausgesprochen, plump, lag er da und war stumm. Die Kompanie begrüßte seinen Fall mit Befriedigung. Ich hörte Worte wie: „Dem geschieht sein Recht! So einer soll krepieren!“

Da ist unser Oberleutnant, Graf Dtorf, ein anderer Mann gewesen. In ihm eine sich Geist mit Umsicht und Ruhe, Würde mit Gerechtigkeit und Menschenliebe. Er lehrte den Dienst lieb gewinnen.

Des Grafen Erscheinung allein schon war für die Soldaten eine ermutigende Wohlthat. Es blieb uns ein Bedürfnis, diesem Offizier im Dienst die ganze Kraft, das volle Können entgegenzubringen.

Ihm waren Schimpfwörter unbekannt. Wilder Tadel genügte. Mußte er zügel, so merkte man an der schätigen Abie in seinem Antlitz, wie es seinem Gefühl widerstrebe, daß sich seine Wildheit zum Tadel zwingen mußte. Mit Vorliebe gab er dem Tadel sogar eine allgemeine, unpersonliche Form, so daß sich die Rüge wie eine Belehrung, vom höheren Gesichtspunkte aus, anhörte. Er hielt gar nichts von Titel und Würden, verbat sich das „Herr Graf“ und hätte am liebsten auch auf das „Herr Leutnant“ verzichtet.

In seiner Hand war die Kompanie wie eine Zaubermaschine, die von selbst ging. Kam es einmal auf eine außergewöhnliche Leistung an, so genügte des Grafen: „Na, Kinder, zeigt, was Ihr könnt!“, um Wunder zu verrichten.

Als der Hauptmann vom Pferde gestürzt war, führte der Oberleutnant mehrere Monate lang die Kompanie. Wo er konnte, erleichterte er das Los der Kompanie sowohl wie das des einzelnen.

Auch für mich fand er wohlwollende Blide. Als er mich näher kennen gelernt hatte, besaßte er mein Gesicht und bedauerte, nicht mehr für mich tun zu können. Er sößte mir unter vier Augen Mut ein und Standhaftigkeit in den Versuchungen.

Meine Antworten während der Instruktionstunden gefielen ihm. Ich gab sie mehr selbständig, ohne wörtliches Herplappern des Buches. Besonders freute ihn die Antwort, die ich in der Prüfungsinstruktion vor dem Brigadegeneral gefunden hatte. Die Frage lautete: „Sobald die Kugel den Lauf verlassen, welche Kräfte wirken auf dieselbe ein?“ Nach dem Instruktionbuch sind es die sich entwickelnden Pulvergase, die dem Geschosse Bewegung und Richtung anweisen. Graf Dtorf hatte das gelegentlich für falsch erklärt und ausgeführt, für das Geschoss kämen, nach Verlassen des Laufes, nicht mehr die Pulvergase, sondern das Beharrungsvermögen als wirkende Kraft in Betracht; dieses Geschw erreiche, daß ein einmal in Bewegung gesetzter Gegenstand in der ihm angewiesenen Richtung verharre, so lange er darin nicht durch andere Einflüsse behindert werde; das treffe auch bei der Flugkraft des Geschosses zu.

Ich hatte mir diese Erklärung gemerkt und beantwortete die Frage im Sinne des Leutnants. (Dorf, folgt.)

## Kleines Feuilleton.

### Haushirtschaft.

Neue Kochbücher. Haushaltungs- und Kochbuch für den bürgerlichen Haushalt von A. Dyperrmann und Carla Laßmann. Verlag von Julius Klinhardt in Leipzig. 1913.

Dieses zum Gebrauche in dem Haushaltungs- und Kochunterricht an Volks-, Mittel- und Fortbildungsschulen verfaßte Mälein eignet sich ganz besonders auch für alle jungen Frauen, die ohne genügende hauswirtschaftliche Schulung und Erfahrung in die Ehe treten, wie dies heute bei der gewöhnlich unmittelbar nach dem Verlassen der Schule beginnenden weiblichen Berufsarbeit fast die Regel ist. Das Buch unterweist nicht nur in der rationalen Herstellung guter Hausmannskost, es gibt auch dankenswerte Winke zur Erleichterung von allen Arten häuslicher Reinigungsarbeiten mit Einschluß der Behandlung der Wäsche, es erörtert das wichtigste aus den Gebieten der Gesundheits- und Krankenpflege, leitet zur Führung der Haushaltskasse an und lehrt, wie man ein kleines Haus- oder Pachtgärtchen zweckmäßig bewirtschaften kann. Theorie und Praxis gehen dabei trefflich Hand in Hand. Alle Vorschriften sind knapp, klar und leicht verständlich gehalten. So ist das Buch den Proletarierinnen zur Anschaffung nur zu empfehlen.

Verantw. Redakteur: Alfred Wielepp, Neufölln. — Druck u. Verlag:

Die heutige Einmachekunst der Hausfrau. Ein Hilfsbuch für den sparsamen Haushalt. Herausgegeben von Etsriede Wech. Preis 90 Pf. Verlag Emil Abigt, Wiesbaden. Eine Sammlung größtenteils unbekannter Rezepte, wie man sie in jedem größeren Kochbuch findet, nur daß Etsriede Wech sie in ein mangelhaftes Deutsch gebracht hat.

### Psychologisches.

Der Vorgang beim „Gedankenlesen“. Wie genaue wissenschaftliche Analysen durch Geh. Rat Prof. Dr. Sommer in Siegen zeigen, liegt der „Gedankenübertragung“ oder dem „Gedankenlesen“ folgender psychologischer Vorgang zugrunde: Der Experimentator hat ein besonders feines Gefühl für die unbewußten Ausdrucksbewegungen der Versuchspersonen und des übrigen Publikums. Solche Ausdrucksbewegungen, die alle seelischen Vorgänge, wie Wahrnehmen eines Gegenstandes, sich etwas vorstellen usw. begleiten, sind willkürliche oder unwillkürliche Veränderungen des Mienspiels, unbewußtes Flüstern oder Bewegen der Lippen, leichte Bewegungen, Zuckungen oder Spannungen der Hände, Veränderungen des Pulses, der Gesichtsfarbe, der Pupillengröße und dergleichen. Alle diese Bewegungen verstärken sich, wenn auch nur geringe Affekte, wie Erwartung, Kengier oder Spannung auf die Versuchsperson und die übrigen Zuschauer wirken und können dann leichter wahrgenommen werden. Der Experimentator nimmt sie wahr vermittelt seiner Sinnesorgane, also durch die Augen, das Gehör, vor allem aber durch das Gefühl bei näherem Zusammensein, durch Anfassen oder Berühren der Versuchsperson. Der Experimentator ist für diese verfeinerte Wahrnehmung besonders geeignet, weil er gewöhnlich von Hause aus eine übersensible Persönlichkeit (häufig ein Neurasstheniker) ist, zweitens weil er diese Fähigkeit durch Übung verschärft hat, und drittens, weil er im Moment des Experiments im Zustand hochgradiger geistiger Konzentration sich befindet.

So läßt z. B. der Gedankenleser sich von fünf Personen je ein Taschenmesser geben. Er gab um einer Person auf, eines der Messer zu nehmen, sich nach einer der anwesenden Personen zu begeben und andeutungsweise dieser entweder in den Kopf, in die Kehle oder in das Herz zu stechen. Während der Beauftragte eines der Messer nahm und bei einer in der Mitte des Saales sitzenden Person einen Stich nach dem Kopfe andeutete, war der Gedankenleser außerhalb des Saales. Zurückgekehrt gab der Gedankenleser richtig an, welches Messer benutzt worden war, welche Person und in welche Körpergegend gestochen wurde. Die Anwesenden erkundete er dabei, immer an die Sache zu denken. Nach einmaligem Versagen gelang es, den richtigen Mann zu finden, auch konnte er angeben, daß der Stich von oben nach dem Kopfe erfolgt war. Daß das richtige Messer gefunden wurde, läßt sich wohl so erklären, daß dies Messer wärmer war, wie die anderen. Vermittelt seiner über die Norm scharfen Sinnesorgane merkte er an dem Verhalten der Versuchsperson oder einzelner Zuschauer, bei wem der Stich andeutet war, weil die Ausdrucksbewegungen der Versuchsperson stärker und lebhafter wurden, wenn er sich der richtigen Stelle näherte. Die fehlende Versuchsperson führte ihn, ohne daß er es wollte, zu der Stelle hin und hielt ihn zurück, wenn er auf eine falsche Stelle zuging.

### Hygienisches.

Frische Luft in den Schulzimmern. Der von der Stadtverwaltung Philadelphia angestellte Arzt, der die Hygiene in den Schulen Philadelphias überwacht, hat vor kurzem einen Versuch unternommen, der sich ungewöhnlich gut bewährt haben soll. Der Inspektor kam auf den Gedanken, eine Anzahl Schüler längere Zeit ausschließlich in Klassenzimmern unterrichten zu lassen, deren Fenster mansgesezt geöffnet gehalten werden, Sommers wie Winters. Er wandte sich an die Eltern der Schüler, stellte ihnen die voraussichtlichen günstigen gesundheitlichen Folgen des Experimentes dar und erhielt auch von einer großen Anzahl von Eltern die Genehmigung. Die Fenster des Klassenzimmers wurden also überhaupt nicht geschlossen und das Zimmer auch nicht geheizt; dagegen wurden die Schüler mit warmen Mänteln, Mützen, Trikots und wollenen Handschuhen ausgerüstet. Nur an Tagen mit ungewöhnlich scharfer Kälte wurde das Zimmer geheizt, wobei jedoch die Fenster offen blieben.

Der Vergleich der Schüler dieser „ventilierten Klassen“ mit den anderen Schülern sprach in allen Punkten zugunsten des Klassenzimmers mit ständig geöffneten Fenstern. In der frischen Luft wurde besser, reichlicher und auch schneller gearbeitet. Die Aufmerksamkeit der Kinder war frischer und angeregter. Apathie, Schläfrigkeit und Langsamkeit wurden überhaupt nicht beobachtet. Die Klassendisziplin war unverhältnismäßig viel besser als in den nicht ventilierten Klassen.

Parallel mit dieser günstigen Beeinflussung des ganzen geistigen und seelischen Habitus der Kinder verlief auch die körperliche und gesundheitliche Entwicklung der Pöglinge der „ventilierten Klassen“ erheblich günstiger als bei den anderen Schülern. Der allgemeine Gesundheitszustand war in den Klassen mit immer geöffneten Fenstern erheblich günstiger, die Zahl der Erkrankungen war geringer als bei den anderen Schülern und vor allem erwies es sich, daß die Kinder der „ventilierten Klassen“ in sehr kurzer Zeit so abgehärtet waren, daß Erkältungen und latente Infektionen bei ihnen überhaupt nicht mehr eintraten.

Vorwärts-Verlagsdruckerei u. Verlagshaus Paul Singer & Co., Berlin SW.